



Die Revolution, ein Kinderspiel

Ein Islamist als Regierungschef, ein Linker als Präsident: Tunesien ist als einziges Land des arabischen Frühlings auf dem besten Weg zur echten Demokratie. Nur radikale Salafisten stört das gewaltig.

VON TESSA SZYSZKOWITZ/TUNIS

Die Stimmung im Hauptquartier der tunesischen Ennahda-Partei ist so wie die Lage des Pressesaals: im Keller. Eine Etage unter den Straßen von Tunis treten hochrangige Funktionäre der Islamistenbewegung am Dienstag vergangener Woche vor die Journalisten.

Tags zuvor, am 9. April, hat das von der Ennahda geführte Innenministerium eine nicht genehmigte Demonstration von Gewerkschaftern und jungen Aktivisten brutal mit Tränengas und Knüppeln zerschlagen lassen. Jetzt ist die Regierungskoalition aus Islamisten und Zentristen fast so geschockt wie die linke Opposition. Im Raum steht die Angst, Tunesien könnte in die Despotie zurückfallen, die es gerade abgeschüttelt hat.

Deshalb stellt sich Scheich Rachid Ghannouchi, der angesehene intellektuelle Führer der Ennahda, selbst der Öffentlichkeit. „Europa blickt auf Tunis. Tunesien gilt als Musterkind des arabischen Frühlings. Sollte der Innenminister da nicht besser seine Prügelpolizei im Zaum halten?“, fragt ihn profil.

Der Islamist, der lange im Londoner Exil lebte, gibt das joviale Lächeln auf, für das er berühmt ist. „Die Polizei muss das Volk vor Provokateuren schützen, auch wenn die Methoden manchmal harsch sind“, erklärt er. „Aber wissen Sie, wenn ich mit meinen Freunden in anderen Ländern darüber rede, was hier passiert, dann sagen die mir, dass es sich bei uns um Kinderspiele handelt.“

In gewisser Hinsicht hat Ghannouchi damit Recht. Verglichen mit Libyen oder Syrien ist Tunesien, von wo der arabische Frühling vor mehr als einen Jahr seinen Ausgang nahm, ein Paradies. Kaum hatte die Polizei den Bourguiba-Boulevard in

Tunis am Montag vergangener Woche mit enormen Mengen an Tränengas von Aktivisten gesäubert, versammelten sich ein paar hundert Protestierer gleich wieder zu einer unangekündigten Demonstration. Und die Partei des Innenministeriums gibt eine Pressekonferenz, statt in die Menge schießen zu lassen.

Tunesien ist bisher der einzige Staat, in dem die Revolte tatsächlich zu demokratischen Verhältnissen geführt hat. Nachdem Präsident Zine El Abidine Ben Ali am 14. Jänner 2011 aus dem Land geflohen war, dauerte es keine zehn Monate, bis die Tunesier im Oktober 2011 die ersten freien Wahlen abhielten.

FÜR GOTT UND STAAT
Rachid Ghannouchi, Chef
der islamistischen
Ennahda-Partei, bei
einer Kundgebung

Das Ergebnis gefiel nicht allen: Die islamistische Ennahda-Partei gewann mit 41 Prozent. Sie regiert jetzt gemeinsam mit der linken Ettakattol-Partei und dem Mitte-links angesiedelten Kongress für die Republik, aus dem auch der Staatspräsident stammt: Moncef Marzouki, ein Ex-Dissident.

In Tunis ist die politische Energie, die aus dieser ungewöhnlichen Paarung entsteht, fast mit Händen zu greifen. Die Islamisten sind euphorisiert, die Laizisten ebenso: Ihre Überzeugungen mögen sie voneinander trennen, aber gleichzeitig eint sie das Wissen, dass sich gerade jetzt die Zukunft ihres Landes entscheidet.

Und dieses Land hat noch enorme Probleme zu bewältigen: Die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Wirtschaft liegt darnieder, weil die Touristen aus Europa bislang noch ausbleiben. Gleichzeitig spüren die radikal-islamischen Kräfte Aufwind und versuchen, ihre neue, demokratisch legitimierte Macht dazu zu nutzen, die laizistisch geprägte tunesische Gesellschaft religiös umzupolen.

Noch fließt in den Restaurants und Bars in Tunis der Alkohol in Strömen, Frauen zeigen sich in der Öffentlichkeit unverschleiert und in Miniröcken. Unter Tunesiens erstem Staatspräsidenten Habib Bourguiba war das Kopftuch verschwunden: Er bezeichnete es als „abscheulichen Fetzen“. Auch unter seinem despotischen Nachfolger Ben Ali galt der Schleier als unerwünscht. Die Nähe zu Frankreich, aber auch eine lange rechtsstaatliche Tradition haben Tunesien trotz jahrzehntelanger autokratischer Herrschaft zum fortschrittlichsten unter den arabischen Ländern gemacht.

Die nun regierende Ennahda-Partei hingegen steht den Muslimbrüdern nahe. Wie die ägyptischen Islamisten beten ihre Anhänger fünfmal pro Tag, trinken keinen Alkohol, essen nur „halal“, also nach religiösen Vorschriften zubereitete Nahrung, verschleiern ihre Frauen und würden gern die Scharia – das islamische Religionsgesetz – in der Verfassung verankert sehen. Tunesien hat zwar die französische Kolonialmacht 1956 erfolgreich abgeschüttelt, der modernistische und laizistische Einfluss der Europäer aber hat das Land sehr geprägt. Tunesien ist in der Frage der Scharia daher heute tief gespalten.

An der Basis der islamistischen Bewegung fordern die Salafisten eine strengere Auslegung des religiösen Gesetzes. „Salaf“ ist das arabische Wort für „Vorfahre“, wie die saudischen Wahabiten sind die Salafisten radikal-islamistische Eiferer. In Tunesien stellen sie eine kleine, aber hörbare Minderheit dar. „Ich bin für die Einführung der Scharia“, meint Wassim Ben Othmane, Student des Steuerrechts. Im Gegensatz zu den aggressiven salafistischen Gangs, die Mädchen ohne Kopftuch anpöbeln, lehnt Wassim Gewalt ab: „Wir Islamisten zwingen niemanden zu etwas. Eine Frau soll sich verschleiern, weil sie daran glaubt.“ Man dürfe die Frauen aber auch nicht zwingen, keine Kopftücher zu tragen, meint Wassim: „Genau das passierte unter Ben Ali.“

Bei einer Kundgebung der Ennahda-Bewegung vor dem ehemaligen „Gefängnis des 9. April“ stehen Aya Hosni, ihre Mutter Muffita und Ayas Freundin Taysin Boubobokri in der Wiese und haben andere Probleme als den Schleier. „Wir brauchen Arbeit, dafür muss die Regierung jetzt sorgen“, sagt die Computertechnikerin Aya, die keinen Job hat. „Natürlich sollte die Scharia Staatsgesetz sein, sie ist das Gesetz des Islam, und wir sind Muslims. Aber erst einmal muss bei mir zu Hause Brot auf den Tisch.“

Die breite europäisch geprägte Mittel- und Oberschicht dagegen hält die Scharia für „untunesisch“. In Tunesien wurde etwa das Recht auf Abtreibung bereits 1956 eingeführt – ganze 19 Jahre vor Frankreich und gleichzeitig mit dem Recht der Frauen, sich scheiden zu lassen. Jetzt sehen viele wie die Schauspielerin Anisa Daoud das gesamte Gesellschaftsmodell bedroht: „Die Salafisten dürfen Frauen ansprechen, da passiert gar nichts. Doch wenn wir Künstler friedlich für die Meinungsfreiheit demonstrieren, dann prügelt die Polizei ▶

DIE RELIGIÖSEN
Salafisten demonstrieren für die
Verankerung der Scharia in der neuen
tunesischen Verfassung



DIE SÄKULAREN
Gegner der Islamisten gehen gegen
ein vom Innenministerium verhängtes
Demonstrationsverbot auf die Straße

„Die Radikalisierung der Religiösen ist vorbei“

Die tunesische Schriftstellerin Hélé Béji über ihre Aversion gegen verschleierte Frauen, das demokratische Recht auf reaktionäres Denken und gute Gründe, sich nicht vor den Islamisten zu fürchten.

auf uns ein.“ Ihr Freund, der Regisseur Lothfi Ashour, nickt: „Es gibt eben keinen demokratischen Islam.“

Unter dem Eindruck dieses Wertestreits zog Ennahda-Führer Ghannouchi Ende März die Reißleine. Er verkündete, die Scharia werde nicht in die Verfassung aufgenommen, wie es ein noch im Februar zirkulierender Entwurf der Islamisten vorgesehen hatte. Im laizistischen Establishment und bei den europäischen Partnern löste diese Entscheidung Erleichterung aus. „Unser Verfassungsprozess läuft jetzt gut“, sagt der laizistische Jurist Ghazi Gherairi. Doch auf der Straße geht der Wertekrieg weiter. „Wir müssen aufpassen, dass die Islamisten nicht neue gesellschaftliche Standards durchsetzen.“

Ansätze dazu gibt es überall. Ende März verurteilten tunesische Richter zwei junge Karikaturisten aus der Küstenstadt Mahdia zu siebeneinhalb Jahren Haft, weil sie den Propheten Mohammed nackt gezeichnet und die Karikaturen auf Facebook gestellt hatten. Einer der Zeichner konnte ins Ausland flüchten, der zweite sitzt aber bereits im Gefängnis.

„Die Salafisten wenden die Bajonett-Methode an“, konstatiert Jurist Gherairi, der in der Übergangsphase zwischen Revolution und Wahl als führendes Mitglied im Rechtsreformrat fungierte: „Sie stechen in den Bauch der Gesellschaft, um zu sehen,

„Die Salafisten stechen in den Bauch der Gesellschaft, um zu sehen, ob das Gewebe nachgibt“

Ghazi Gherairi, Jurist

ob das Gewebe nachgibt. Wenn sie aber auf Widerstand stoßen, dann lassen sie ab.“ Dennoch sei Tunesien auf dem richtigen Weg.

„Die tunesischen Islamisten sind keineswegs netter als anderswo. Dass sie sich nicht durchsetzen können, liegt vor allem an unserer starken Zivilgesellschaft“, meint auch der Jazzmusiker Bendir Man alias Bayram Kilani. Der füllige Sänger ist zum Interview ins Künstler-Café Luxour geschlendert und findet die Aufregung der Islamisten über die angeblich verrotteten westlichen Sitten in Tunis lähmend. „Mein Lieblingssport ist zurzeit, die Ennahda-Chefs zu meinen Konzerten einzuladen“, erzählt er. „Jedes Mal rufe ich in ihren Büros an und sage: Kommt einfach, kommt! Entspannt euch! Es hilft. Wirklich.“ ■

Profil: Tunesien hat seit den ersten freien Wahlen im Oktober einen islamistischen Premierminister, einen linken Präsidenten und derzeit wieder gewalttätige Demonstrationen auf den Straßen von Tunis. Fürchten Sie um die Stabilität Ihres Landes?

Béji: Die Stunde der Radikalisierung der Religiösen ist vorbei. In Tunesien modernisieren wir unsere Gesellschaft nicht gegen die Religion, sondern mit der Religion. Unter Staatsgründer Habib Bourguiba und seinem despotischen Nachfolger Zine El Abidine Ben Ali wurde die Ausübung der Religion sehr erschwert. Deshalb ist es jetzt modern, sich zur Religion zu bekennen. In Tunesien gibt es immer noch viele gläubige Menschen. Was wir jetzt erleben, ist Teil der offenen politischen Diskussion, die wir endlich führen können. Sollte jemand geglaubt haben, wir könnten die Demokratie hier einführen, indem wir die Religion verbieten, dann hat er sich getäuscht.

profil: Die regierende Ennahda-Partei gilt als moderat. Dennoch bleibt die Frage, ob es einen demokratischen politischen Islam geben kann.

Béji: Ennahda-Chef Rachid Ghannouchi hat Ende März den Plan aufgegeben, die Scharia in der Verfassung zu verankern. Wenn Ghannouchi über die Scharia-Frage ein Referendum abgehalten hätte, wäre eine Mehrheit für die Verankerung der Scharia in der Verfassung gewesen, da bin ich mir sicher. Der Scheich aber hat erkannt, dass er dann Tunesien in einen Bürgerkrieg getrieben hätte, weil wir Modernisten ebenso leidenschaftlich sind wie die Salafisten. Seine Entscheidung zeigt auch, wie pragmatisch Ennahda ist: Tunesien ist auf europäische Touristen und Investoren angewiesen – da können wir keine Scharia brauchen.

profil: Wird der salafistische, also radikal-islamistische Teil von Ennahda diese Entscheidung akzeptieren?

Béji: Das müssen die Konservativen und die Moderaten untereinander ausmachen. Wir müssen aufpassen, dass der salafistische Faschismus von



Hélé Béji, 63,

lebt in der Kasba, der Altstadt von Tunis, gleich hinter der „Straße der Frauen“. In ihrem jüngsten Buch „Islam Pride – derrière le voile“ („Islamischer Stolz – hinter dem Schleier“, erschienen 2011 auf Französisch) geht die Intellektuelle der Frage nach, ob die religiöse Moderne demokratisch legitimiert ist. Nach antisemitischen Ausfällen von salafistischen Aktivisten im Jänner 2012 publizierte Béji in der französischen Tageszeitung „Le Monde“ den Aufruf: „Wir sind alle tunesische Juden!“ Mit profil sprach die Autorin am Rande des Literaturfestivals „Al Kalimat“ in Tunis.

unten uns nicht daran hindert, unser Land demokratisch zu verfassen. Die Islamisten stehen vor der U-Bahn und fordern von den Frauen, sich zu verschleiern. Das dürfen wir nicht zulassen! Da müssen wir hingehen, die Salafisten beschimpfen und sie nach Hause schicken. Dann hören sie schon auf. Die versuchen ja nur zu testen, wie weit sie gehen können.

profil: Sie nennen die Frauen, die Kopftuch tragen, „Suffragetten des Islam“. Tappen Sie damit nicht in dieselbe Falle, in die diese Frauen gestolpert sind – sich einem Männerkonzept zu unterwerfen und es für Selbstverwirklichung zu halten?

Béji: Ich selber lehne den Schleier radikal ab. Ich habe das Buch „Islamischer Stolz“ geschrieben, weil ich mir darüber klar werden wollte, was die Frauen treibt, sich zu verschleiern. Ich fürchte, Feminismus heißt eben auch, dass eine Frau das Recht hat, das zu tun, was sie will. In der Demokratie hat man eben auch das Recht, reaktionär zu sein.